

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 7 (1913)
Heft: 9

Artikel: Bettag (1. Mos. 11,1-9) : der babylon. Turmbau
Autor: Spahn, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-133049>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Bettag.*)

1. Mos. 11,1—9: Der babylon. Turmbau.

Viele von euch werden sich bereits erstaunt gefragt haben: Was hat denn diese alte, sagenhaft klingende Geschichte vom babylonischen Turmbau mit dem eidgenössischen Dank-, Buß- und Betttag zu tun? Euer Erstaunen scheint berechtigt. Denn auf den ersten Blick gibt es keine Berührungspunkte zwischen der babylonischen Turmbaugeschichte und dem eidgenössischen Betttag. Sobald wir aber tiefer in unsere Textesgeschichte hineinblicken und die Geschichte unseres eigenen Volkes damit vergleichen, so werden wir eine Reihe von Berührungspunkten entdecken. Ja, mir will manchmal scheinen, es sei diese Geschichte vom babylonischen Turmbau eine Schweizergeschichte in Miniatur. Sicherlich aber bringt diese Geschichte eine für kein Volk ungestraft zu vergessende Wahrheit in äußerst anschaulicher Form zum Ausdruck. Sie lautet: Will ein Volk sein Staatswesen dauerhaft ausbauen, dann muß es gerecht bauen. Wo dagegen auf dem Boden der Ungerechtigkeit gebaut wird, da stürzt das Gebäude eines Tages zusammen, wie der Turm zu Babel. Oder mit den Worten der Bibel: „Gerechtigkeit erhöht ein Volk, die Sünde aber ist der Leute Verderben.“

Das Volk Israel zog im Osten umher, so berichtet die Bibel. Es war damals noch ein Nomadenvolk. Eben schickt es sich an, ein Kulturvolk, d. h. ein Volk mit festem Wohnsitz zu werden. Auf seiner Wanderung im Osten kommt es in eine Ebene im Lande Sinear. Sie lassen sich daselbst nieder und sprechen zu einander: „Wohlauf! Lasset uns Ziegel streichen und hart brennen; wir wollen eine Stadt bauen und einen Turm, dessen Spitze bis in den Himmel reicht, daß wir uns einen Namen machen und damit wir nicht zerstreut werden in alle Lande.“

Ein Doppeltes also wollen sie bauen, erstens eine feste Stadt und zweitens einen Turm. Feste Städte hat man früher vor allem in Kriegszeiten gebaut. In den mit Mauer und Graben umgebenen Städten waren die Leute ihres Lebens und ihrer Habe viel sicherer

*) Predigt, gehalten am Betttag 1912 in Waldstatt, Appenzell.

als auf dem offenen Lande, wo der Feind ungestörter morden und brennen konnte. Vor etwa 1000 Jahren brachen die wilden Völkerscharen der Ungarn sengend und brennend über das östliche Deutschland herein. Sie raubten es aus und schleppten jährlich viele tausende von Gefangenen nach Ungarn in die Knechtschaft. Aber König Heinrich I. wußte ihren Einfällen einen Riegel vorzuschieben; er umzog Ortschaften mit Wall und Graben. Hier fanden die Bewohner des offenen Landes eine Zuflucht vor den windschnellen Ungarn, hier konnten sie ihre Habe bergen. Eine Reihe von festen Städten ist damals entstanden. Heinrich erhielt daher den Beinamen: der Städteerbauer.

Ich vermute nun, daß in unserer Textesgeschichte die Israeliten aus dem gleichen Grunde eine Stadt bauen wollten. Man mußte und wollte sich vor Feinden schützen. Es forderte dies die Pflicht der Nothwehr. Noch heute haben aber alle Völker diese Aufgabe, noch heute muß jedes Volk gegen Angriffe von außen her gerüstet sein. Diese Aufgabe wird bestehen so lange es noch einzelne Staaten auf Erden gibt. Ob je mit der kommenden sozialen Umgestaltung die einzelnen Völker wirklich in einen großen Völkerbund sich auflösen werden, darf man bezweifeln. Jedenfalls müssen wir vorläufig noch mit den gegenwärtigen Verhältnissen rechnen und auch uns auf allfällig kommende feindliche Angriffe vorbereiten. So einfach geht dies nun freilich nicht mehr, wie im Lande Sinear. Die heutige Kriegskunst verlangt ganz andere Verteidigungsmaßnahmen, als bloß den Bau von Städten mit Wall und Graben. Die Mittel zum Schutze des Landes sind andere geworden, aber die Aufgabe ist die gleiche geblieben: Wie jenes Volk im Lande Sinear müssen auch wir uns gegen äußere Angriffe zu schützen suchen.

Das zweite, was die Leute von Sinear bauen wollten, war ein Turm der bis in den Himmel hinauf ragen sollte. Dieser Turm diente nicht Verteidigungszwecken, wie Wall und Graben. Er sollte vielmehr verhindern, daß die Leute auseinander liefen. „Lasset uns einen Turm bauen, dessen Spitze bis in den Himmel reiche, auf daß wir uns einen Namen machen und uns nicht zerstreuen in alle Länder.“ Wegen seiner schwindelnden Höhe von weither sichtbar, wäre er eine Art Wegweiser durch die gewaltige Ebene gewesen. An ihm hätte sich jedermann leicht orientieren und den Weg zu seinem Volke zurück finden können.

Dafür zu sorgen, daß das Volk nicht auseinanderlaufe, sondern in möglichster Ruhe und Ordnung beisammen bleibe, ist Aufgabe, auch eines jeden heutigen Staates. Im Innern des Volkes selber soll ein Sich-Zerstreuen, ein Auseinanderlaufen in Hader und Zwietracht vermieden werden. Diese zweite Aufgabe ist noch die größere. Nichts ist für ein Volk verderblicher, als der Unfriede im eigenen Lande, kein Krieg unheilvoller, als der Bürgerkrieg. Ist ein Volk einträchtig, so ist es auch nach außen stark. Seien wir daher wohl auf der Hut, das Auseinanderlaufen der einzelnen Bürger zu verhindern. Freilich können wir auch diese zweite Aufgabe nicht mehr so einfach lösen, wie

es im Lande Sinear geschah. Durch das Bauen von Türmen wäre uns nicht geholfen. Die Mittel sind auch hier andere. Um die Ordnung im Lande selber aufrecht zu erhalten, brauchen wir Gesetze. Wo keine Gesetze sind, herrscht Willkür und Anarchie. Das sind die „Türme“, die wir bauen müssen. Und wir bauen ja tatsächlich solche. Fast jedes Jahr bringt uns deren einige. Dies Jahr waren es das neue Zivilgesetz und die Kranken- und Unfallversicherung. Die nächsten Jahre bringen uns vielleicht ein eidgenössisches Strafgesetz, eine Alters- und Invaliditätsversicherung u. s. w. Alle diese Gesetze dienen, wenn sie gerecht sind, der zweiten von uns hervorgehobenen Aufgabe eines jeden heutigen Staates: Ruhe und Ordnung im Innern des Landes zu erhalten.

Wir haben nun einen Berührungspunkt zwischen unserer Textesgeschichte und der Geschichte unseres Volkes gefunden. Unser Volk hat genau die gleichen Aufgaben zu lösen, wie das Volk in Sinear. Und auch wir wollen unser Vaterland lieb haben und sprechen: Wohlauf, laffet uns unser Vaterland bauen, daß es groß und stark werde.

Ihr wißt, liebe Zuhörer, wie es jenem Volke in Sinear beim Bauen ihres Vaterlandes ergangen ist. Sie wurden daran verhindert. Es heißt: „Da fuhr der Herr hernieder, daß er die Stadt sähe und den Turm, den die Menschenkinder bauten. Und der Herr sprach: Siehe, es ist ein Volk und einerlei Sprache unter ihnen allen, und das ist erst der Anfang ihres Tuns; fortan werden sie nicht ablassen von allem, das sie sich vornehmen. Wohlauf, laffet uns herniederfahren und ihre Sprache daselbst verwirren, daß keiner des andern Sprache verstehe. Also zerstreute sie der Herr von dannen in alle Länder, daß sie aufhören mußten, die Stadt zu bauen.“ Werden wir bei diesen Worten nicht ein bißchen an die Geschichte unseres eigenen Volkes erinnert? Als das Volk in Sinear anfing, seine Stadt und seinen Turm zu bauen, da hatte es noch einerlei Sprache und Rede, da verstand einer den andern, da herrschte Friede und Eintracht. Haben nicht auch am Anfange der Schweizergeschichte unsere Väter auf dem Rütli einerlei Sprache gesprochen? „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen noch Gefahr.“ Ja, damals waren die Eidgenossen noch eines Herzens und Sinnes. Alle erfüllte der eine große Gedanke der Befreiung des Vaterlandes von der Tyrannei der Vögte. Und heute? Ach, Gott ist inzwischen auch in unser Vaterland herabgefahren und hat die Sprache verwirrt. Was für ein Gewirr von Stimmen und Parteien gibt's heute in unserm Volke! Wohl kaum hat seit den Tagen des Rütlibundes je eine solche Parteizersplitterung unser Vaterland erfüllt. Es gab ja früher gewiß auch schon Uneinigkeit genug; die Eidgenossen waren nicht immer ein Volk von Brüdern. Aber das Parteiwesen war nie so scharf und spitzig ausgeprägt und so durchgehend organisiert wie heute. Unser Volk ist zerrissen; die Risse sind tief. Das hat der Züricher Generalstreik be-

wiesen. Obgleich die momentanen Gründe zur Erklärung eines Generalstreikes nicht besonders schwerwiegender Natur waren, wurde doch der Streikbeschluß von der vorm Volkshause versammelten Menge mit tausendstimmigem Jubelruf aufgenommen. Bürgerliche Blätter haben daher vom „frevelhaft begonnenen Generalstreik“ geschrieben. Sie hätten besser getan, sich ruhig zu fragen: Woher kommt es, daß die Züricher Arbeiterschaft den Generalstreik trotz der augenblicklich geringfügig scheinenden Ursachen mit solchem Jubel begrüßt hat? Die Antwort kann nur lauten: Weil die Arbeiterschaft schon seit einer Reihe von Jahren das Gefühl hegte, in ihren politischen und wirtschaftlichen Rechten immer verkürzt worden zu sein. Der Zorneskelch war voll; es brauchte nur noch wenige Tropfen, um ihn zum Ueberfließen zu bringen. Wir wollen heute nicht untersuchen, ob dies Gefühl berechtigt ist oder nicht, wir konstatieren nur die Tatsache, daß durch die Reihen der arbeitenden Bevölkerung unseres Landes das Gefühl geht: Wir leiden Unrecht. Ja, die Klust, die in unserem Volke gähnt, ist tief. Die Parteiverwirrung ist groß. Die einzelnen Parteien verstehen sich nicht mehr. Es ist die Lage der Leute von Sinear.

Nun aber die wichtige Frage: Warum ist denn Gott in unserer Textesgeschichte herabgefahren um die Sprache jener Leute zu verwirren? Die Geschichte selber gibt uns stillschweigend eine recht deutliche Antwort. Die Leute von Sinear haben bei ihrem Bauen Gott nichts nachgefragt. Nirgends taucht da nur einmal die Frage auf: Will Gott überhaupt eine solche Stadt und einen solchen Turm? Oder die Frage: Wie sollen wir bauen, daß es Gott gefällt? Sie dachten nur an sich selber: „Wir wollen uns einen Namen machen.“ Darum fährt Gott hernieder und verhindert den Bau.

Damit ist, wie ich glaube, auch für die „Sprachverwirrung“ in unserm Lande der Grund genannt. Auch wir bauen unser Vaterland ohne Gott viel nachzufragen. Mit Gott bauen heißt nämlich gerecht bauen. Denn unser Gott ist ein Gott der Gerechtigkeit; er kann kein Unrecht dulden. Wo ungerecht gebaut wird, entsteht Auflehnung, gibt es zornigen Widerspruch, gibt es Kampf und Parteiwesen. Vielleicht darf man den Satz auch umkehren und behaupten: Wo Widerspruch, Kampf und Parteiwesen ist, da ist ungerecht gebaut worden. Der Unterdrückte verlangt eben sein Recht.

Die beiden fundamentalen Aufgaben jedes Staates sind, wie oben gezeigt wurde, der Schutz des Landes gegen Gefahr von außen und Herstellung der Ordnung und Eintracht im Innern. In Babel führte die Lösung dieser beiden Aufgaben in große Wirren hinein, denn man baute ungerecht. Die heutigen Staaten müssen diese beiden Aufgaben durch den Ausbau des Militärwesens und der Gesetze lösen. Und nun sagt mir: gibt es nicht auch bei uns immer gerade dann die größte Aufregung und Sprachverwirrung, wenn in unsern Räten neue Militärvorlagen debattiert werden, oder wenn neue Gesetze bei unserm Volke zur Abstimmung gelangen? Woher kommt das? Daher, weil auch

wir uns bei der Lösung dieser beiden Aufgaben zu wenig fragen: Will Gott überhaupt so etwas? Ist es gerecht, daß man jährlich, wenn ich nicht irre, über 40 Millionen Franken ausgibt, um im Ernstfalle ein Massenmorden anzuheben, während jetzt so viel Not und Armut in unserer Bevölkerung herrscht? Ist das vernünftig? Ist das gerecht? Auf was für raffinierte Art und Weise muß man oft das nötige Geld für die allernotwendigsten Wohlfahrtseinrichtungen zusammenbetteln! Denkt nur einmal an die Blumentage! Wäre unserm Volke nicht ein größerer Dienst erwiesen, wenn einmal einige Millionen vom Militärbudget gestrichen und für bessere Zwecke verwendet würden! Es gäbe dann vielleicht weniger „Sprachverwirrung“ und mehr Eintracht im Volke. Eintracht macht uns nach außen erst recht stark. Das beständige Wettrüsten wird aufhören, wenn ihr, das Volk, nicht mehr wollt. — Und dann der Ausbau unserer Gesetze! Sind wir da nicht manchmal auch ungerecht? Ich bin weit davon entfernt, unsern Regierungen den Vorwurf zu machen, daß sie uns schlechte Gesetze geben, obwohl manche der bestehenden Gesetze nichts weniger als gerecht sind. Nein, ich wende mich heute an euch, liebe Miteidgenossen. Es liegt in eurer Hand, ungerechte Gesetze zu verwerfen. Aber wenn ihr über ein Gesetz abstimmen müßt, so fragt ihr euch nicht: Ist es gerecht? sondern: Bringt es mir Vorteile oder nicht? Immer ist wieder das kleine egoistische „ich“ der Gesichtswinkel, aus welchem ihr die Gesetze beurteilt. Ein Schweizerbürger soll aber auch dann für ein gerechtes Gesetz stimmen, wenn es ihm persönlichen Nachteil bringt. Das ist wahrer Patriotismus, nicht der vom 1. August.

Laßt mich euch nochmals an unsere Textesgeschichte erinnern. Sie ruft uns zu: Wenn ihr euer Vaterland dauerhaft ausbauen wollt, dann müßt ihr es anders machen, als die Leute von Sinear. Ihr müßt mit Gott, d. h. gerecht bauen. „Recht sprudle hervor wie Wasser, und Gerechtigkeit wie ein nie versiegender Strom“ (Amos 5,24). Sonst wird Gott eines Tages auch in unserm Vaterland die „Sprachverwirrung“ so groß machen, wie in Babel, sodaß auch wir aufhören müssen, unser Vaterland zu bauen. Gott kann eben kein Unrecht dulden. Amen.

Hans Spahn.

Solidarität.

I.

Das Wort Solidarität, zu deutsch Zusammengehörigkeit, liegt heute in der Luft. Die soziale Bewegung hat es wieder in Uebung gebracht. In viel zu einseitiger Weise hat man während langer Zeit die Freiheit des Einzelnen in den Vordergrund gestellt. Davon kommt man nun zurück und fängt an sich zu fragen, ob die Freiheit des Einzelnen nicht schließlich nur im Zusammengehen mit den Menschen,